Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 18 (1936)
Heft: 6

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 7. Februar 1936 | Erscheint jeden Freitag | 18. Jahrgang. Nr. 6

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur

Inseraten-Annahme: Administration des „Schweizer Frauenblatt", Winterthur, Technikumstr. 83, Postfach 210, Tel. 22.252, Postcheck VIII b 58

Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert A.-G., Telephon 22.252

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Aus dem Inhalt:

Was kann die Stadtfrau für die Landfrau tun?
Im Andenken an Lätitia Bonaparte
Offener Brief an Herrn J. B. Rusch
Schutz den alkoholfreien Wirtschaften
Frauen- und Mütterhilfe in Kanada

Wochenchronik

Inland.

Vor acht Tagen ist die **außerordentliche Parlamentssession** in Bern nach vierwöchentlicher Dauer mit der Annahme des Finanzprogramms in beiden Kammern zu Ende gegangen, nachdem sich National- und Ständerat in den letzten Positionen noch durch gegenseitiges Nachgeben noch geeinigt hatten. In der Frage der Gewässerkorrektionen, der beruflichen Ausbildung, des Getreidezolls und der Biersteuer kam der Nationalrat dem Ständerat entgegen, immerhin mit der Einschränkung bzw. Erweiterung, daß der Getreidezoll (1 Fr.) das Brot nicht verteuern dürfe, bei der Biersteuer (6 Rp.), daß der Bundesrat die Kompetenz habe, dieselbe bis auf 15 Rp. zu erhöhen, wenn das Budgetgleichgewicht anders nicht sollte erreicht werden können. In der Frage der Primarschulsubvention (25 Prozent) dagegen pflichtete schließlich der Ständerat dem Nationalrat bei. So ist, allerdings nicht ohne heftigste Opposition von den verschiedensten Seiten, der für unsern Staatshaushalt so dringend nötige Ausgleich zwischen Ausgaben und Einnahmen wieder hergestellt worden. Er verlangt freilich Opfer und solche sind immer schmerzlich. Aber man darf doch sagen, daß sich ein ehrliches Bemühen kundgab, sie nach der Tragfähigkeit der Einzelnen abzustufen.

Gleiche Bemühungen um Budgetausgleich sind gegenwärtig in den Großen Räten von **Basel** und **Zürich** im Gange, in welch' letzterm die scharf bekämpfte „Ledigensteuer" allerdings nun auf die wirklich Ledigen (vom 28. Jahre an und ab einem Einkommen von Fr. 5500) beschränkt, die Besteuerung von Verwitweten, Geschiedenen und Kinderlosen, also damit fallen gelassen wurde.

Im Kanton **Tessin** machen sich die Auswirkungen der Sanktionen geltend. Die Gemeinde Chiasso ist deshalb an tessinische und eidgenössische Behörden gelangt wegen starker Schädigung namentlich des Speditionsgewerbes.

In beiden **Basel** intensiviert sich der Kampf um die Wiedervereinigungsinitiative, über die am 22./23. Februar abgestimmt werden wird. Es läßt sich heute noch kaum voraussagen, wie die Abstimmung ausfallen dürfte.

In Zürich ist letzten Mittwoch die große Ausstellungskommission für die **Landesausstellung 1938** unter dem Vorsitz von Bundesrat Obrecht zu ihrer ersten konstituierenden Sitzung zusammengetreten. Damit tritt das Projekt in die Phase der Verwirklichung. Den Franken böte sich hier eine prächtige Gelegenheit, eine zweite kleine „Saffa" aufzubauen. Wie weit sie mit etwaigen derartigen Plänen zugelassen würden, ist allerdings wieder eine andere Frage.

Und endlich hat in den letzten Tagen die **Ermordung Gustloffs** in Davos durch einen jüdischen jugoslavischen Studenten der Medizin in Bern die schweizerische Oeffentlichkeit stark erregt. Wir müßten nicht Frauen sein, um nicht den politischen Mord grundsätzlich und in jedem Falle auf das allerschärfste zu verurteilen, aber auch um — nach beiden Seiten — nicht menschlich mitzufühlen. Bange ist uns aber um das jüdische Volk, das diese verzweifelte Tat eines Glaubensgenossen vielleicht wird büßen müssen. Und für unsere Schweiz ist dieser Mord politisch eine recht schwerwiegende Sache.

Ausland.

Während das neue **französische Kabinett Sarraut** trotz heftiger Angriffe von rechts sich von der Kammer mit immerhin beträchtlichem Mehr ein Vertrauensvotum holte, setzten sich in **Paris** zwischen den von der Beisetzung des englischen Königs kommenden zahlreichen Staatsoberhäuptern die schon in **London** begonnenen **Besprechungen** — denn welche Diplomatie hätte sich die Gelegenheit der gleichzeitigen Anwesenheit so vieler politischer Autoritäten entgehen lassen — fort. Auffallend war dabei die augenscheinliche — und wohl gegenseitige — Bevorzugung Litwinows. Rußland sucht gegenüber der deutschen und japanischen Gefahr (wiewohl Japan das „Gerücht" von einem deutsch-japanischen Defensivbündnis kathegorisch dementierte) Anschluß und Unterstützung bei den Westmächten, wie umgekehrt die Westmächte aus dem gleichen Grunde bei Rußland. Trotz den Beruhigungsversuchen Neuraths und neuerlichen Friedensreden Hitlers, die er am 30. Januar aus Anlaß der Gedenkfeiern für die Machtübernahme hielt, haben die Diskussionen der deutschen Presse um die Fragwürdigkeit des Locarnopaktes und die entmilitarisierte Rheinlandzone eben doch symptomatisch gewirkt. Auch in Hinsicht Oesterreichs gibt es durch die Festlegung — und vielleicht Schwächung — Italiens im abessinischen Kriege allerhand neue Probleme. Kann auf Italiens Garantie für die Aufrechterhaltung der österreichischen Unabhängigkeit noch gebaut werden? Schuschniggs Anknüpfungsreise nach Prag sagt genug. Flandins Besprechungen mit dem rumänischen und dem bulgarischen König, mit dem jugoslavischen Regenten, dem griechischen und türkischen Außenminister, dem Fürsten Starhemberg usw. zeigen, „wohin die Reise geht": nach einer Verständigung und Annäherung zwischen der Kleinen Entente und Oesterreich.

Weder **Berlin** noch **Rom** ist es ganz wohl bei diesen „Neuorientierungen". Die deutsche Presse — eine neue Isolierung fürchtend — droht mit der Anmeldung allerhand neuer Aspirationen (Kolonien usw.), die italienische mit der „Ausspielung der deutschen Karte". Italien sorgt sich auch — trotz aller zur Schau getragenen Ruhe — wegen des gegenwärtig von einem Expertenkomitee in Genf behandelten Petrolembargos. Ein Aufruf in der italienischen Presse an die „faschistische Jugend Europas" als dem ersten Opfer eines allgemeinen Krieges besagt das deutlich. Wolle Gott, daß das aber nur als Drohung und nicht als wirklich besessene Absicht gewertet werden kann.

Die **Friedensaussichten** stehen leider nicht gut. Italien bereitet sich bereits für die Fortführung des Krieges über die nächste Regenzeit hinaus vor. Und Eden betonte dieser Tage vor dem Unterhaus, daß zurzeit eine Vermittlungsaktion leider ganz aussichtslos erscheine.

In **Griechenland** hat der plötzliche Tod — durch Herzschlag — des Generals Kondylis, des Hauptkämpfers für die Wiedereinführung der Monarchie, überrascht — für Griechenland angesichts der Ergebnisse der jüngsten Kammerwahlen vielleicht kein Unglück.

Die Verantwortlichkeit der Frau als Konsumentin

Dr. Helen Schoene-Flügel.

I.

Haushaltführung und Volkswirtschaft.

Jeder Mensch muß, um leben zu können, Güter gebrauchen und Güter verzehren. Der Einkauf und die Vorbereitung zur Verwendung dieser Güter geschieht in der Hauptsache in den privaten Haushaltungen durch die Hausfrauen. Wir nennen das die unmittelbare Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, oder die unmittelbare Konsumtion. Im Gegensatz dazu steht die mittelbare (technische und gewerbliche) Konsumtion, als welche die Erzeugung und Erhaltung von Konsumtionsgütern bezeichnet wird. Als Hausfrauen besorgen wir den Einkauf von Konsumgütern nicht nur für uns selbst, sondern auch für die meisten Männer und für alle Kinder. Dadurch sind wir das Haupt einer großen Einkäufergruppe „Haushalt". Dieser Einkauf spielt eine bedeutende Rolle im Gesamteinkauf eines Landes. Fußend auf der eidgenössischen Volkszählung von 1930 läßt sich errechnen, daß ungefähr

900,000 Frauen

in der Schweiz Gebrauchs- und Verbrauchsgüter einkaufen für die Haushalte von rund 4 Millionen Menschen und dafür alljährlich mehrere Milliarden Franken ausgeben, d. h. zusammengerechnet aus ihren privaten Haushaltungskassen in die Wirtschaft hineinfließen lassen.

Das Ziel unseres Haushalteinkaufs und -Verbrauchs ist die möglichst ausgiebige und vollkommene Befriedigung aller vernünftigen Lebens- und Kulturbedürfnisse unserer Familien. Lebensbedürfnisse sind zunächst aller Bedarf des täglichen Lebens wie Kleidung, Wohnung, Nahrung. Kulturbedürfnisse sind die Bedürfnisse für unser kulturelles Leben, geistige und künstlerische Bildung. Dazu kommen Rücklagen für zukünftige Bedürfnisse.

Die Grundsätze, von denen sich die Leiterinnen der Konsumtion, also die Hausfrauen bei ihren Einkäufen und ihren haushälterischen Anordnungen leiten lassen, sind durch ihre Auswirkungen von ungeheurer Wichtigkeit für jeden Einzelnen, jede Familie, sowie für die ganze Volkswirtschaft und den Staat. Die Aufgabe heißt: bei möglichst geringer Opferung von Geld, Zeit und Mühe möglichst alle Familienglieder bei guter Gesundheit zu erhalten, ihnen kulturelle Entfaltung, behagliches Leben, Lebensfreude und Lebensglück zu vermitteln. Sie geht über das Materielle weit hinaus und darf deshalb auch nicht ausschließlich nach materiellen Gesichtspunkten gelöst und beurteilt werden.

Ausdehnung, Art und Richtung des Gütereinkaufs und -Verbrauchs in den Haushaltungen hängen von verschiedenen Faktoren ab. Nämlich von den Vermögens- und Einkommensverhältnissen der betreffenden Familien, den individuellen Bedürfnissen, dem Kulturstand und von der leitenden Hausfrau selbst. Jede Konsumentin kann nach bestem Wissen und Verständnis mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln für ihre Familie einkaufen. Im Konsum herrscht Individualität. Jedem Menschen steht es frei, von den Gütern, die sich ihm in unendlicher Fülle darbieten, ganz nach Belieben zu wählen und zu genießen, vorausgesetzt, daß er sie sich erwerben kann. Das Leben hat Hunderttausende von Spielarten des Güterverbrauchs gebildet. Es werden kaum zwei Haushaltungen sich in allem und jedem gleichen. Dazu kommt, daß allen Haushaltungen mit fortschrittlichem, aufbauendem Charakter das Streben gemeinsam ist, ihre gegenwärtige Lebenshaltung nicht nur aufrecht zu erhalten, sondern zu verbessern. Dazu gibt es zwei Wege: der eine ist die Erhöhung des Einkommens, der andere, die billigere Beschaffung der Verbrauchs- und Gebrauchsgüter und ihre rationellere Verwendung. Den ersten Weg lassen wir hier außer Betracht; denn die Hausfrau hat auf die Höhe des Einkommens in der Regel keinen Einfluß, außer sie yet oder sie werde Mitverdienerin. Ihr Streben richtet sich daher meistens auf das zweite. Sie ist deshalb unablässig bemüht, billigere Einkaufsmöglichkeiten zu finden und sich in der technischen Seite ihrer Aufgabe zu vervollkommnen, also im sparsamen Verwenden der Güter, im vorteilhaften und guten Kochen, in der guten Ordnung im Heim, im selbst Schneidern, Flicken usw. in alledem, was der Volksmund unter dem Begriff der „guten Hausfrau" zusammenfaßt. Eine Hausfrau, die ihre Aufgabe voll erfaßt hat, wird sich aber in diesen Arbeiten des häuslichen Alltags nicht verlieren, sondern der höheren Seite der Aufgabe mindestens ebenso gerecht zu werden suchen. Wir beschränken uns hier aber mehr auf die wirtschaftliche Seite, die kulturelle können wir nur streifen.

Die Hausfrau hat für ihre Haushaltseinkäufe weiten Spielraum. Die äußerste Grenze bildet das, was Vernunft, gute Sitte und ihr Verantwortungsgefühl ihr vorschreiben; die innerste Grenze, das was ihr wirtschaftliches und soziales Denken ihr als Bestes für ihre Familie erscheinen läßt. Eine Konsumentin allein hat zweifellos keinen nennenswerten Einfluß auf die Produktion und Distribution, also die Gütererzeugung (Gewerbe und Industrie) und Güterverteilung (Groß- und Kleinhandel). Geben aber Hunderte und Tausende von Hausfrauen ihrem Einkauf und Verbrauch dieselbe Richtung, so können sie

Gedeih und Verderb

von Unternehmen, ja von ganzen Gewerbezweigen und Industrien ausmachen. Es kann z. B. der Weg eingeschlagen werden, inländische Fabrikate zu bevorzugen, ausländische heranzuziehen oder liegen zu lassen und damit die Passivität der schweizerischen Handelsbilanz zu erhöhen oder zu vermindern. Es kann die Nachfrage nach Luxusgegenständen je nach der Einstellung der Hausfrauen gesteigert oder gesenkt werden. Es kann Qualitätserzeugung gefördert, oder es können Schund- und Kitschgegenstände durch rege Nachfrage unterstützt werden. Das sind nur einige wenige Beispiele von Auswirkungen, die sich ins Kolossale steigern könnten, wenn die Konsumentinnen sich zusammenschließen würden und sich verpflichteten zur Durchführung eines Programmes eine bestimmte Einkaufsrichtung einzuhalten. Damit könnten Gewerbe, Fabrikation und Handel des eigenen Landes maßgebend beeinflußt werden. Solche Zusammenschlüsse über mehrere Länder erstreckt, vermöchten die Weltproduktion in Konsumartikeln und damit die Weltwirtschaft in gewünschter Richtung zu beeinflussen.

An diese Zusammenhänge denkt aber die Hausfrau in der Regel nicht. Sie ist meist ganz erfüllt von den nächstliegenden Arbeiten ihrer Haushaltführung. Aufgabe der folgenden Aufsätze soll es sein, den Gesichtspunkt etwas zu weiten, die hauptsächlich vorkommenden Fehler in der Leitung der Konsumwirtschaften und ihre mannigfachen Folgen darzustellen und schließlich die Grundlagen einer Konsumentinnenlehre (Schulung der Hausfrau als Käuferin und Verbraucherin) zu geben.

Was kann die Stadtfrau für die Landfrau tun?

Zu dieser Frage äußert sich eine Vertreterin der Landfrauen folgendermaßen:

Was eine echte Frau auszeichnet, das ist ihr Verständnis für die andern und ihr Wille zum

Der Mensch soll nicht über seine Zeit klagen; dabei kommt nichts heraus. Die Zeit ist schlecht: wohlan, er ist da, sie besser zu machen. Carlyle.

An Rilkes Grab in Raron

Von Else Wissenbach.

Rainer Maria Rilke gest. im Febr. 1926.

Weinbauern sind es, deren Bergfriedhof hoch über dem Rhonetal den großen Dichter umfängt. Zähe alte Geschlechter leben in den am Berg klebenden festungsähnlichen Stein- und Holzbauten aus dem Mittelalter. Viele führen einen Weinstock als Emblem im Wappen, nicht nur die Zwingherrn von Raron, deren Burg im 15. Jahrhundert gestürmt und später zu der heutigen Bergkirche umgebaut wurde. Wie Festungswerke aus unzerstörbar scheinendem Mauerwerk, mit Fenstern von kaum mehr als Schießschartengröße haben die Häuser den Jahrhunderten und ihren Berggewalten standgehalten. Nur ein Patrizierhaus, das einzige mit der Heiterkeit doppelter südlicher Arkaden und der naive romanische Turm der ältesten Kirche, der schon teilweise in den Erdboden versunken ist, verraten die Dämonie der Berge. Nach mündlicher Ueberlieferung und bestätigt durch eine Chronik hat diese erste Kirche auf einem „Bühl" gestanden, der aber durch die Ueberschwemmung des Bietschbaches 1414 und eine nochmalige im Jahre 1494 vollkommen eingebnet worden sei. Geröllmassen und Sand haben die Rhoneebene in dem Maße, daß von den Tuffsteinarkaden und den Eingangstoren mancher Häuser nur noch die oberen Bogenteile heute aus dem Erdboden hervorragen, wie man es gleicherweise am Kloster San Fruttuojo bei Portofino erleben kann.

Wenn Rilke von dem etwa zwanzig Kilometer entfernten Sierre sagte, daß dort „das Sprachgebiet der deutschen und der französischen Sprache sanft und ohne jede Reibung in einander übergehe und sich durchdringe", so weist Raron noch rein deutschstämmige Bewohner auf und deutsche Laute herrschen. Ist doch das französisch anmutende Wort „Raron" die deutsche Bezeichnung des Dorfes, neben der die französische Form „Rarogne" heißt.

Der Aufstieg zur Bergkirche ist steil und mühevoll. Wenn die Frauen Sonntags in der Kirche anlangen, müssen sie das Kopftuch aufbinden, um die perlende Stirn zu trocknen. Bis dicht an den steilen Weg drängen Reben. Noch an schwindelnder Wand pflanzen sie die Bauern und ringen sie den Felsen ab: Fendant, Muscat, der rotgoldene, und die Glut der Walliser Sonne eingegangen in das Traubenblut des Dôle. Stieg es nicht hier herauf;
Herr: es ist Zeit. Der Sommer war sehr groß.
Leg' Deinen Schatten auf die Sonnenuhren
Und auf den Fluren laß die Winde los.
Befiehl den letzten Früchten voll zu sein;
gib ihnen noch zwei südlichere Tage,
dränge sie zur Vollendung hin und jage
die letzte Süße in den schweren Wein." —

Hochgestemmt auf einem Kalksteinfelsen über dem Rhonetal, ganz den sich rein ausgießenden Aether der weiten Himmel dargeboten und so fast für das Auge in eine Ebene mit den Bergen ringsum gehoben, liegt das Grab an der Südseite der Kirche. Blaue Iris säumen im Frühling die Kirchenwand. Jetzt stehen sie dürr und weit an der Mauer. Tuffsteine sind als schützende Wand um die Anlage des Grabhügels gebaut, bald überguirlt vom Efeu, den kundige Hände sorgsam hinaufziehen und -binden. Bronzen schimmernde Eidechsen sonnen sich auf der Umfassung und entschlüpfen rasch in den porösen Stein. Dürftig nur wachsen die Blumen am Hügel. Sonne und Winde dörren die Erde. Dunkle Petunien mit samtenen Kelchen schöpfen das Licht in ihren Bereich. Ein irdener Krug hält die Blumen, die man dem Toten bringt. Und Rosenbüsche umsehen das Grab. Rosen, die er so liebte. In Schloß Muzot pflanzte und pflegte Rilke sie Sommers und in den „Sonetten an Orpheus" ist es immer wieder die Rose, die angesprochen wird:
„Rose, Du thronende, denen im Altertume
warst du ein Kelch mit dem einfachen Rand.
Uns aber bist Du die volle, die sahlose Blume
der unerschöpfliche Gegenstand . . ."

Und in einem anderen Sonett:
„Errichtet keinen Denkstein; laßt die Rose
nur jedes Jahr zu seinen Gunsten blühn.
Denn Orpheus ists." — — —

Eine vorletzte Fassung des Grabspruches, den Rilke sich selbst bestimmt hat, findet sich im „Carnet de Poche". Die endgültige Verdichtung steht auf dem schlichten Stein, der in die Südwand der Kirche eingelassen ist und außer dem Wappen und dem Namen nichts kündet als dieses:
Rose, oh reiner Widerspruch, Lust,
Niemandes Schlaf zu sein unter soviel
Lidern.

Die Menschen von Raron beainnen zu ahnen, welch kostbares Grab ihr Friedhof birgt. Sie haben den Dichter zuweilen gesehen, wenn er die letzten Jahre seines Lebens und besonders im allerletzten langsam den steilen Weg zur Bergkirche hinanstieg. „Der Poet" sagten sie. Mit der ihm eigenen Gepflegtheit ging er nie ohne weiße Handschuhe und weiße Gamaschen, nur selten und mit Wenigen sprechend, sein einfaches Mittagsmahl in der Tasche.

Mit dem Vormittagszug von Sierre kommend, blieb er bis zum Nachmittag auf dem Bergkirchhof und arbeitete. So den Menschen entrückt, mag in dieser Zeit sein Wunsch gewachsen sein, dort unter den Firnen, überglänzt vom Lichte eines wahrhaft vergeudenden Himmels zu ruhen.

Wenn der Dichter in den Sonetten an Orpheus und den Duineser Elegien aus Bereichen auftaucht, die „sein strömendes Antlitz glänzender machten", wenn er aus dem Reiche der Toten, „mit denen er Mohn aß", noch einmal zu uns zurückkehrte, so ist uns der Abglanz seines Antlitzes bindend geblieben und unverlierbar.

„. . . Schließlich brauchen sie uns nicht mehr, die Frühentrückten, man entwöhnt sich des Irdischen sanft, wie man den Brüsten milde der Mutter entwächst. Aber wir, die so große Geheimnisse brauchen, denen aus Trauer so oft seliger Fortschritt entspringt —: könnten wir sein ohne sie?"

Zenobia

Von Isolde Kurz.

Aus dem Novellenbande: „Lebensfluten". Verlag J. G. Cotta, Stuttgart. (Nachdruck verboten.)

Unter den im Hause einquartierten Chasseurs war ein Veteran von Lodi und Marengo, der sich mit seinem Feldherrn noch fester verwachsen fühlte als die andern und der nicht müde wurde, Zenobias Feuer neuen Brennstoff zuzuführen. Ihm war er der Kamerad der Soldaten, der petit corporal, der ihre Gefahren mit ihnen teilte und aus ihrer Marmite mit ihnen aß. Er ließ die Brücke von Arcole vor ihren Augen aufsteigen, Napoleon mitten im Pulverdampf, die Fahne im Arm; und als er, entzückt von ihrem Entzücken, ausrief: Oh Mademoiselle, vous seriez digne de le voir — da mußte sie

Helfen. Und gerade heute, da die Männer in der Verworrenheit der Ideen miteinander im Streite liegen, ist es so nötig, daß die Frauen ihr Herz auftun und noch mehr als sonst bereit sind zum Verstehen, zum Lieben und zum gegenseitigen Helfen.

Was können in diesem Zusammenhang die Stadtfrauen für die Landfrauen tun? Die Landfrau schätzt die Stadtfrau vor allem als Konsumentin. Sie ist so dankbar, wenn sie weiß, wohin sie die Eier und das frische Gemüse, das sie über den eigenen Bedarf hinaus produziert, liefern kann. Die Bäuerin ist meistens sehr auf diesen Nebenverdienst angewiesen und wird sich sicher alle Mühe geben, ihre Abnehmerin gut zu bedienen. Es ist Dienst an der Heimat, Dienst am Bauernstand, wenn die Städterin im Angesicht der appetitlichen Auslagen der fremden Frühgemüse und Früchte, sich noch mit den Kartoffeln letztjähriger Ernte und den überwinterten Landesprodukten begnügt und warten kann bis die Inlandernte reif geworden ist. Sie hilft damit nicht nur ihrer Schwester auf dem Lande, die wohl schon sorgend daran gedacht hat, wer ihr wohl dieses Jahr wieder die Bohnen und den zarten Salat abnehmen würde, bevor er nur noch als Viehfutter verwendet werden kann, die Stadtfrau hat selber den allergrößten Gewinn davon, denn unsere Landesprodukte sind nicht nur bedeutend billiger als die eingeführten, sie sind auch viel würziger und frischer, weil sie nicht halbreif geerntet werden müssen, um einen langen Transport überstehen zu können. Nun, darüber ist schon oft genug geredet und geschrieben worden, es gibt aber noch eine andere Möglichkeit zum Helfen, gerade dort, wo sich die Landfrau und die Stadtfrau als Produzentin und Konsumentin näher kommen.

Ströme fließen hin und her, Hände reichen sich hinüber und herüber, weiße Straßen ziehen durchs Land hin — ein Austausch findet statt, der mehr ist als ein Austausch zwischen Produzent und Konsument, eine Verbundenheit besteht, die weit über alle wirtschaftliche Abhängigkeit hinausgeht. Es sind die Wogen des Geistes, der Gedanken, die von einem zum andern führen, und in denen die Persönlichkeit wirkt.

Bauernfrauen — wir wachsen auf in der Natur, mit den natürlichen Dingen, die sich in notwendiger Folge entwickeln. Wir vermögen nicht über die Natur zu herrschen, sie ist überall mächtiger als wir, wir können ihr nur dienen — und je besser wir ihr dienen lernen und je gehorsamer wir uns ihren Notwendigkeiten unterordnen, umso größer wird unser Erfolg sein. Wir erinnern an diese Natur, an die Erde, von der wir stammen, in unserem schweren Schritt, in den faltigen Kleidern, die immer irgendwie ein Zartes, ein Scheues, ein Werdendes ehrfürchtig zu verhüllen und zu schützen scheinen. Es wäre gut, wenn wir auf unserer Erde bleiben könnten, aber wir sind auch Mütter und gehen sorgend unsern Kindern nach, und um dieser Kinder willen, müssen wir uns immer wieder auseinandersetzen mit der Welt, die nicht erdgebunden ist wie wir. Und da kann es vorkommen, daß wir uns verfahren und Wege gehen, die wir nicht gehen sollten, aus unserer Weltunerfahrenheit, aus unserer an der Erde gelernten Natürlichkeit und Dienstwilligkeit heraus.

Die Natur beschenkt den, der ihr dient mit allen guten Gaben, die Unnatur raubt dem, der ihr dient, die Seele und das Herz aus — und wir wissen es nicht. Darum kommt so viel Unechtes in jeder Beziehung, viel Schädliches, viel Schund, aufs Land hinaus und verdrängt Wertvolleres. Die Bauernfrauen lassen sich von der Stadt her stark, zu stark beeinflussen. Wir kämpfen wohl selber dagegen an, aber es will nicht genügen — vielleicht könntet ihr Stadtfrauen uns helfen dabei, wenigstens die Besten und Einsichtigsten unter euch.

Ihr erlebt das Leben anders als wir, ihr erlebt diese „Umwertung aller Werte", da der Mensch nicht mehr der Diener einer höheren Ordnung, sondern der Herrscher ist, aus nächster Nähe und ihr seht es mit aufgeschlossenen Sinnen, wohin die Ueberbewertung des nur Menschlichen und Materiellen führt. Wenn ihr euch als Frauen und Mütter dagegen wehren wollt, steht ihr in einem harten und einsamen Kampf, Hilfe kann euch nur kommen von daher, wo die Welt noch in ihrer natürlichen Ordnung besteht, es liegt darum auch in eurem Interesse, wenn diese Inseln erhalten bleiben.

Sagt ihr, die ihr die andere Seite des Daseins so gut kennt, es den Bauernfrauen darum immer wieder, daß in Einfachheit aller Lebensformen, in Sauberkeit und Pflichtgefühl im Seelischen und nicht im Materiellen, die Kulturgüter der Menschheit liegen. Sagt es den Bauernfrauen, die sich mit Kunstseide und Lackschuhe einen städtischen Anstrich geben wollen, daß das nur Schein ist, der die Echtheit und Sauberkeit einer Lebensführung untergräbt, sagt es ihnen, daß ein weiter, gefältelter Rock, leinene Hemdärmel und ein weißes Tüchlein besser zu ihnen passen als so ein kunstseidenes Fähnlein, dessen Farbe nach dem zweiten sonnigen Tag nicht mehr genau zu bestimmen ist; sagt, daß zu den kräftigen Gestalten und den weitausholenden Schritten hohe Absätze nicht passen, daß ein einfacher Halbschuh den besseren Dienst tut — und von solchen scheinbar nur äußeren Dingen aus wird diese andere Einstellung, dieses Zurückbesinnen auf unsere Eigenart die ganze Lebensgestaltung durchdringen. Aber sagt nicht nur was nicht schön ist, zeigt es uns auch, daß ihr uns wegen unserer Andersartigkeit nicht belächelt oder gar bespöttelt, macht uns Mut, uns selber treu zu sein. Niemand kann diese Aufgabe besser erfüllen als ihr. Wenn ihr wüßtet, wieviel Macht in eure Hände gegeben ist! Die Menschen sind nun einmal so beschaffen, daß sie auf einen fremden Menschen eher horchen als auf den, der aus den eigenen Reihen aufsteht, und die Bäuerin schätzt ein anerkennendes und aufmunterndes Wort, das ihr eine Stadtfrau sagt, mehr, als wenn es die Nachbarin spricht.

Wie ihr Stadtfrauen diese Aufgabe denn erfüllen könntet, fragt eine Leserin. Da kann ich Euch auch kein Rezept geben, aber ich meine, einer rechten Frau falle aus ihrem Herzen heraus zur rechten Zeit schon das rechte Wort zu, das nicht verletzt, sondern bessert und da kommt mir ein kleines Erlebnis in den Sinn:

Als ganz junges Kind mußte ich jeden Samstag in der Küche die kupfernen Kellen und Gelten und am großen Kachelofen die Messingknöpfe und Türchen putzen. Es war eine Arbeit, die ich verzweifelt ungern tat und wenn ich meinte, daß etwas schon noch schön genug sei, ging ich sicher darüber hinweg, d. h. wenn es meine vielbeschäftigte Mutter nicht merkte! Alles Mahnen half da nichts, ich haßte das Kupferzeug! — Da kam einmal mein Onkel, den ich verehrte, und als er durch die Küche ging, sagte er so nebenbei: Das ist doch etwas feines, so alte Kupfer- und Messingsachen, die hat sicher das Anneli so schön geputzt! — Ich weiß nicht, ob er gesehen hat, wie ich rot wurde, denn gerade an jenem Samstag hatte ich es wieder einmal nicht so genau genommen und mußte mir sagen, daß die Sachen eigentlich noch viel schöner glänzen könnten. Aber von jenem Tage an hatte sich meine Mutter nicht mehr zu beklagen über meine Putzerei, ich tat meine Arbeit ungeheißen und mit einer rechten Freude. —

Die großen Menschen haben es nicht viel anders! Mit einem kleinen Lob, mit einer Anerkennung erreicht man, was sonst nicht zu erreichen wäre. Stadtfrauen, wollt ihr uns diesen Dienst tun? A. B.

Im Andenken an Lätitia Bonaparte

gestorben am 3. Februar 1836.

Als am 15. August 1769 Lätitia Bonaparte ihren zweiten Sohn Napoleon zur Welt brachte, war sie nicht mehr als 19 Jahre alt. Sie war aber schon fünf Jahre verheiratet und eine gute Hausfrau. Lätitia hatte keine besondere Zuneigung zu Napoleon, fand ihn sogar weniger angenehm als seine Brüder und Schwestern, die nachher geboren wurden. Dieses schwächliche Kind, nervös und jähzornig, reizte sie oft und sie war keineswegs betrübt, als man ihn zur Ausbildung seines zukünftigen militärischen Berufes nach Brienne in Frankreich brachte.

Lätitia wohnte in Ajaccio in einem geräumigen Hause, ohne Komfort, in einfach möblierten Zimmern mit roten Pflastersteinen.

Lätitia hatte keine Zeit zu vertrödeln; sie hatte acht Kinder zu erziehen, Dienstboten zu überwachen und dazu noch einen kranken Gatten; denn Karl Bonaparte litt an einem schweren Magenleiden. Als er erfuhr, daß er an Krebs litt, reiste er zu Aerzten nach Montpellier, wo er dann starb (1785).

Lätitia war nun Witwe, sozusagen ohne Mittel. Als Korsika englisch wurde (1793), übersiedelte sie nach Marseille. Ihr ältester Sohn Joseph half ihr ein wenig, ihre Töchter machten ihr hauptsächlich nur Sorgen.

Sie sieht Napoleon dann und wann, immer gleich mager, gleich finster; er gibt ihr einiges von seinem Kapitän-Sold. Aber er verlobt sich in Marseille auf einer seiner Besuchsreisen, und dann — vergißt er seine Angebetete....

Lätitia denkt, daß ihr dieser Junge nur Kummer bringen werde. Sie vernimmt hierauf, daß er Josephine, eine Witwe mit gelber Haut, eine Kreolin, geheiratet hat. Dadurch bewies er den überspannten Geschmack eines Hitzkopfes....

Nun wird Napoleon erster Konsul, dann Kaiser. Die ernste Korsin Lätitia, nun in Paris, hat keinerlei Sympathie zu ihrer leichtfertigen und verschwenderischen Schwiegertochter. Jetzt gibt Napoleon Lätitia einen Ehrentitel und einen Hof, wo sie wie eine Königin geachtet wird.

„Madame Mère" bleibt trotz aller Ehrung einfach. Gewiß, sie bewundert Napoleon, aber sie bedauert, daß zu große Unterschiede sind zwischen ihm und den andern Kindern. Sie bittet Napoleon, seine Brüder und Schwestern würdig unterzubringen, welche neidisch sind, weil er zu viel Erfolg hat — (und ihre Mutter entschuldigt sie). Das Außergewöhnliche ist, daß Napoleon es fertig bringt, wie wenn er Bauern auf dem Schachbrett schieben würde, fast allen Familiengliedern Herrscherthrone zu verleihen. Joseph ist König von Spanien, Lucien Prinz von Canine, Elise Prinzessin von Piombino, Ludwig König von Holland, Pauline Prinzessin Borghese, Jerome König von Westfalen.

Lätitia kann sich nicht beklagen. Sie bleibt erstaunt, plötzlich Mutter von so viel Monarchen zu sein, die über ganz Europa zerstreut sind. Mit ihrer Vernunft kann sie es nicht erfassen, das alles ist so unerwartet gekommen. Als sie diese Besorgnis äußert, erinnert sie Napoleon lächelnd an seinen Stern, diesen Stern, dem er einem Triumphbogen errichten werde, von ihm ausgehend die schönste Allee der Welt, durch welche seine immer siegreichen Truppen defilieren werden.....

Dennoch ist Lätitia nicht beruhigt und in dem Maß, als die Erfolge zunehmen, wird sie besorgter und sie flüstert zweifelnd und erfüllt von wachsender Angst mit der schrecklichen Aussprache, die sie sich nie abgewöhnen konnte: „Pourvou que cela doure ..."

Napoleon ist geschieden, um eine 18jährige Prinzessin, Marie-Louise, zu heiraten. Lätitia versucht sie zu lieben, ohne daß es ihr gelingt, aber als ein Kind zur Welt kommt, strahlt die Großmutter.

Dann kommen bald die Mißerfolge, die Insel Elba, Waterloo. Als der besiegte Napoleon sich von seiner Mutter verabschiedet, erinnert sich Lätitia, daß man sie immer mit einer römischen Matrone verglichen hat; sie will ihren Sohn nicht mit unnützen Tränen rühren und so sieht sie ihn mit trockenen Augen und stillem Gesicht scheiden.

Lätitia verläßt Frankreich und geht nach Rom, wo Papst Pius VII. sie beschützt. Madame Mère fühlt jetzt für Napoleon eine unermeßliche Liebe. Sie wirft sich vor, ihn so lange nicht anerkannt und immer kritisiert zu haben. Jetzt, da er unglücklich ist, verehrt sie ihn wie einen Märtyrer. Sie geht selten aus und zieht sich in ein dunkles Zimmer zurück, in welchem auf dem Kamin die weißen Marmor-Büsten des Kaisers leuchten. Lätitia weiß, daß er dieselbe Krankheit hat wie sein Vater. Sie möchte ihn jenseits des Meeres treffen; aber Napoleon ist zu stolz, um seiner Mutter zu zeigen, in welchem Zustand der Abhängigkeit er sich befindet. Sie ahnt nicht, was er dort erleidet, und das ist besser für sie.

Als er stirbt, versucht sich Lätitia vorzutäuschen, daß es eine falsche Meldung sei, dann muß sie aber die Gewißheit einsehen. Jetzt stellt sie auf das Kamin neben die Büsten des Verstorbenen das Bild des Enkels Franz, des Königs von Rom, welcher ihr hin und wieder schreibt und sie an seinen Vater erinnert. Eines Tages erfährt Lätitia durch einen Brief von Marie-Louise vom Tode dieses jungen Mannes.

Nun versenkt sich die alte Frau in ihren Schmerz, sie spricht nicht mehr, sie verliert sich in ihre Erinnerungen. Die wenigen Gäste beeindruckt die geisterhafte Blässe ihres Gesichtes, das nur die schwarzen Augen beleben.

Lätitia stirbt mit 86 Jahren; am 3. Februar waren es hundert Jahre. Man brachte ihre Leiche nach Ajaccio in die Familiengruft, nahe dem Hause, das sie als junge Frau bewohnte.

Dort schläft sie, überdeckt von einem Katafalk aus demselben schwarzen Marmor, wie ihn Paris ihrem Sohne zum Denkmal setzte, dem siegreichen Unsterblichen, der wünschte, für immer an den Ufern der Seine zu ruhen, die er so sehr liebte.

Huguette Champy in „La Française"

Worte Napoleons über seine Mutter:

„Meine ausgezeichnete Mutter ist eine Frau von Herz und großen Gaben. Sie hat eine männlich stolze Natur und stellt die Ehre über alles. Sie ist jeder Verehrung wert. Die Lehren des Stolzes, die sie mir in meiner Kindheit gab, haben einen großen Einfluß auf mein ganzes Dasein ausgeübt. Ihr verdanke ich den Aufstieg meines Lebens.... Meine Mutter war geboren, einen Staat zu regieren."

Offener Brief an Herrn J. B. Rusch

dem Redaktor der „Republikanischen Blätter"

Lieber Herr Redaktor,

etwas zögernd schreibe ich diese Anrede, denn ich bemerke während des Schreibens, mit was für zwiespältigen Gefühlen ich an Sie denke. So oft ich Ihr Blatt lese, oder ihre Artikel im „Beobachter" oder in der „Nationalzeitung", so sind Sie mir recht lieb und wert um Ihrer aufrechten Gesinnung, um Ihres reichen Wissens und um Ihrer furchtlosen Darstellung von allerhand bitterer Wahrheit willen. Und ich freue mich dann, daß wir solche Kämpen haben, welche die Dinge beim rechten Namen nennen und nicht aufhören, aufzuklären und zu mahnen, so wie es die Zeiten heute verlangen.

Aber dann? ... So oft ich Ihre „Republikanischen Blätter" in die Hand nehme, passiert fast immer ein Gleiches: ich finde irgend ein Abschnittlein, oder auch nur ein Sätzlein, oder auch nur ein Wörtlein, das den Frauen gilt. Aber wie: sie werden belächelt, oder ein wenig gerühmt wegen Belanglosem, um gleich darauf gescholten zu werden wegen Wichtigem; sie werden, besonders, wenn es das Erwerbsleben angeht, ein wenig — nur ganz wenig — angeschnödet (insofern es nicht um die Hauswirtschaft geht, wo sie natürlich gut gelitten sind...).

Kurzum, ich habe mich schon gefragt: ist dieser Herr J. B. Rusch am Ende ein Junggeselle, der vor lauter Politik und hoher Wissenschaft vergessen hat, rechtzeitig der Frau zu begegnen und sie in Wirklichkeit kennen zu lernen? Oder hat der Herr J. B. R. am Ende gar einmal etwas ungutes von den Frauen erfahren und kann sich nun nicht so recht der nötigen Objektivität erfreuen? Denn die Angelegenheiten der Frauen verlangen auch gründliches und liebevolles Studium, so man sich über sie äußern will, genau wie die Angelegenheiten der hohen und weniger hohen Politik.

Verzeihen Sie also, geehrter Herr Rusch, daß ich mich so fragen-belastet an Sie wende. Es ist mir eben just kürzlich wieder passiert, daß ich mich in obgenannter Art wundern mußte. Schlage ich da wieder einmal ihr sonst wie gesagt nicht ungeschätztes Blatt auf und da muß ich lesen, am 21. Dezember war es, wie sie als

Frage an die Oberpostdirektion

schreiben:

„Ist es der schweizerischen Oberpostdirektion bekannt, daß auf dem Checkbureau Basel, auf dem ungefähr zwanzig Fräulein angestellt sind, unter diesen sich eines mit nicht gerade schweizerisch lautendem Geschlechtsnamen befindet, das dem Bunde deutscher Mädel angehört, also ein typisches Hitlermadel ist? Wie wäre es, wenn diese Dame demnächst durch eine Tochter schweizerischer Gesinnung ersetzt würde, da schließlich das Postcheckbureau doch wohl von Leuten besorgt werden sollte, die sich dem Lande, dem sie dienen, mehr als dem Ausland verbunden fühlen?

Täte es übrigens auf dem Bureau nicht auch an zehn Fräulein und könnten nicht als Ersatz für die andern zehn ein paar Mannsbilder angestellt werden? Ein hübscher Frauenkopf auf die Briefmarken der „Pro Juventute" ist ja ganz recht, aber es ist nicht nötig, daß die ganze Post dem Feminismus verfalle (v. d. Red. gesperrt). Sollen die Schwestern die arbeitslosen Brüder erhalten?"

Wie recht haben Sie, Herr J. B. Rusch, wenn Sie keine Hitlermädels im Postcheckamt Basel wollen. Da bin ich durchaus mit Ihnen einig.

Aber — und nun kommen wir endlich zur Sache — was sollen die Schweizerfrauen, und zwar die „rechten", die wie Sie dem Lande in Treue und Gewissenhaftigkeit zu dienen bereit sind — was sollen Sie zu Ihren weiteren Bemerkungen sagen? Zehn „Fräuleins" wollen Sie entlassen, weil zwanzig dort arbeiten! Hübsch lieblich sollen sie auf Briefmarken lächeln dürfen, die Schweizermädchen, wenn Sie nur den Arbeitsmarkt nicht belasten! „Soll die Schwester den arbeitslosen Bruder erhalten?" fragen Sie und finden es offenbar richtig, wenn der Bruder dafür die arbeitslose Schwester erhalten soll. Ach, ach! Ich seufze! Denn schließlich warnen Sie noch den Herrn Oberpostdirektor vor der Feminisierung der ganzen Post, und scheinen in Aengsten, von denen ich Sie nun doch schleunigst befreien will.

---

sich am Treppengeländer halten, denn ihr wurde schwindlig vom Uebermaß der Bewegung.

Nach dem Abzug der Franzosen schien es ihr, als sei die Sonne untergegangen und sie aufs neue verdammt, ihr Leben so hinzudämmern. Um sie zu trösten, brachte ihr Wentzel eines der neugeprägten französischen Goldstücke mit dem Bildnis des Kaisers, die durch die Einquartierung in die Stadt gekommen waren. Zenobia ließ es durchstechen und trug es fortan als Talisman auf der Brust.

Doch die Stille war von kurzer Dauer. Neue Truppenkörper zogen durch; man sah den beau sabreur — den abenteuerlich aufgeputzten Prinzen Murat — sowie den Marschall Lannes in seiner roten Husarenuniform und andere siegesberühmte Häupter von Angesicht. Immer lauter, immer näher rauschte der Strudel, der Königreiche und Republiken verschlungen hatte und dem auch Zenobias kleines Schifflein zutrieb. Und eines Morgens wurde das friedliche Land durch eine ungeheure Nachricht aus dem Schlummer geweckt: der Kaiser der Franzosen war urplötzlich in der kurfürstlichen Sommerresidenz erschienen, hatte den Landesherrn durch die Worte: Wer nicht für mich ist, ist wider mich! zum Bündnis gezwungen und ihn in den Krieg gegen Oesterreich hineingerissen. Die Böllerschüsse von der Residenz, die weithin über das flache Gelände rollten, bestätigten dem Volke den aufgezwungenen Bund. Die öffentlichen Gebäude wurden beflaggt, die Schulen geschlossen, und die Leute starrten sich ins Gesicht, ob sie wachten oder träumten. Die Kühnsten murrten, die Mehrzahl stand in stumpfsinnigem Staunen, einige wenige, die der Geist der Neuerung berührt hatte, gaben Zechen der Befriedigung von sich.

Zenobia allein befand sich in einem Taumel des Entzückens. Ihr erschien das französische Bündnis wie eine persönliche Erhöhung; die Wände, die sie eingeengt hatten, brachen zusammen, sie fühlte sich von dem Adler, mit emporgehoben, der die Geschicke der Welt auf seinen Schwingen trug. Sogleich stellte sie aus ein paar bunten Lappen die französische Trikolore her und behängte damit zum Verdruß der Nachbarn ihr Fenster. Eine Viertelstunde später erschien sie in ihrem schönsten Putze völlig reisefertig vor Wentzels Tür: Monsieur Wentzel, voulez-vous me procurer une voiture? — Mademoiselle sera servie, antwortete der Schreiber gemessen, aber mit innerlichem Beben.

Er brauchte nicht zu fragen, wohin die Reise ging, denn er hatte diesen Auftrag erwartet. Seit er wußte, daß der Kaiser der Franzosen in der Nähe verweilte wußte er auch, daß keine Macht der Erde Zenobia abhalten konnte, ihn zu sehen. Er selbst hatte keine Wahl, als ihren Willen zu tun, und mußte sich's zur Ehre anrechnen, wenn er sie begleiten durfte.

Zenobia schnitt schnell noch einige Rosen von ihren Stöcken, duftende, glühend rote Rosen, wie sie die milde Herbstsonne noch fortfuhr zu spenden. Die wollte sie auf das Grab ihres Vaters legen, damit auch er von dem großen Ereignis wisse, das alle seine Hoffnungen krönen sollte. Daß die Freiheitsideale des Toten unterdessen von dem großen Schlachtengott auf den Kopfe gestellt worden waren, das kam für ihre Empfindungen nicht in Betracht.

Da vernahm sie von draußen her ein ungewohntes Rennen, Schreien und Fensteraufreißen, zusammen mit dem Hufschlag vieler Pferde, und die jähe Ahnung, daß das Ungeheure, daß das Schicksal selber nahe, ließ ihr den Herzschlag stocken.

Ein Trupp Reiter in glänzenden Uniformen, gefolgt von einem Schwarm staunender, gaffender Menschen, bog in die krumme Gasse ein. Unter den Vordersten ritt einer der Prinzen des kurfürstlichen Hauses, den die Stickerin von Ansehen kannte. Aber heute hatte sie keinen Blick für ihn, der andere, der zur Rechten, nahm alle ihre Sinne in Anspruch. Sie zweifelte keinen Augenblick, wer er sei. Sein Antlitz mit dem blaßgelben Schein hatte die wohlbekannten römischen Imperatorenzüge: er trug den weltgeschichtlichen grauen Mantel und den dreieckigen Hut und saß mehr nachlässig als stolz auf dem edlen Braunen, der mit einer Haltung einherging, als ob er wüßte, daß er den Herrn der Erde trug.

Zenobia hob sich, so hoch sie konnte, auf den Zehenspitzen und drängte sich zitternd zwischen den hohen Blumentöpfen auf dem Fenstergesimse vor, um die eben gepflückten Blumen hinabzuwerfen. Zu gleicher Zeit begegnete sein Blick dem ihrigen.

Sei es, daß er ihre plötzliche Bewegung bemerkt oder daß schon vorher die französischen Farben an dem Fenster des alten, spitzgiebeligen Hauses seine Aufmerksamkeit erregt hatten, im Augenblick, wo Zenobia den Arm erhob, um die Rosen zu werfen, hatte er sich ein wenig im Sattel gedreht, und ein kalter blauer Blitz schlug aus seinen Augen in die ihrigen. Es war etwas Stählernes darin, wie wenn ein Schwert aus der Scheide fährt. Dann aber ging ein milder Schein, fast wie ein Lächeln, über sein Marmorgesicht: noch eine Sekunde blickte er den prachtvollen Mädchenkopf an, der oben zwischen den Blumen zum Vorschein gekommen war und der ihn an die Frauen seiner Heimat erinnern mochte, dann sah er wieder ruhig geradeaus, während der Huf seines Braunen über die Rosen hinging, die von den Pferden der nachfolgenden Adjutanten vollends in den Kot gestampft wurden. Gleich darauf war die ganze Erscheinung wie ein Traum vorbeigezogen, und das Rosegetrappel verhallte in der Ferne.

Zenobia blieb am Fenster zurück, unbeweglich, wie erstarrt und festgewachsen in derselben Stellung. Unten standen Männer und Weiber in aufgeregten Gruppen. Das war Er — das war der Bonaparte! ging es unter den Gaffern von Mund zu Munde. Ein fremder Geist schien mit einemmal in die Leute gefahren: die Männer hielten Reden, die Kinder lärmten und schwangen Zeugfetzen, ein zugereister Handwerksgeselle vom Rhein sang ungehindert: Aux armes, citoyens! Daß sie das Antlitz des gewaltigsten Mannes gesehen hatten, das hob diese Pfahlbürger für eine Stunde über die Armseligkeit ihres Daseins weg und gab ihnen teil am Leben der Ewigkeit.

Man wußte, daß der Kaiser mit seinen Begleitern die Gegend besichtigte und hoffte, ihn auf demselben Wege zurückkehren zu sehen. Bis zum späten Abend wartete die Menge in den Straßen. Zenobia, an ihr Fensterbrett angeklammert, wartete die ganze Nacht. Aber die Hoffnung war vergeblich. Der Kaiser war auf einem anderen Wege ins Schloß zurückgefahrt und befand sich am Morgen bereits auf der Fahrt nach der österreichischen Grenze. Die Zügel seiner Rosse hielt das Glück und führte ihn geradeswegs dem Tage von Austerlitz entgegen.

Das Städtchen trug schon wieder sein Werktagsgesicht, und das Leben ging seinen alten Gang weiter,

Nämlich, beim Studieren solcher Fragen kann man allerhand erfahren, was Ihnen diese Aengste von vornherein erspart hätte:

1. 1931 hat man bei der Postverwaltung total 16,350 Personen, worunter 1512 Frauen (9,2 Prozent) gezählt. Seither hat der Anteil der Frauen sogar noch abgenommen. (Oh, diese Feminisierung!)

2. Zur zweijährigen Postlehre werden in der ganzen Schweiz keine Frauen zugelassen; somit ist ihnen auch die Laufbahn des Postbeamten im allgemeinen verschlossen.

Frauen werden nur zu Hilfsarbeiten zugezogen für Kanzleiarbeiten, Revisionsarbeiten, bei den Checkämtern vorwiegend für Buchen und Ordnen der Einzahlungsscheine.

Bei den Betriebsämtern besorgen Frauen leichteren Schalterdienst, Telegraph und Telephon, Ablösung der Lehrlinge.

3. Zwei Drittel der ca. 1500 Frauen, sind Post- und Ablagehalterinnen bei Landpoststellen, die den gesamten Postdienst dort selbständig besorgen. Man übergibt die Führung kleiner Postbüros den Frauen deshalb, „weil diese Anstellung dem Manne weder volle Betätigung noch genügendes Auskommen bietet". (Aus Känzig: Die Frau im schweiz. Postdienst, 1933.)

4. Bleiben also total noch ca. 500 Frauen als Angestellte oder Beamtinnen (Büro- und Checkgehilfinnen) neben ca. 14,800 Männern.

5. Als Angestellte beziehen sie 200 bis höchstens 350 Fr. Im Beamtenverhältnis können ze höchstens auf 400 Fr. im Monat kommen (jetzige und kommender Lohnabbau noch nicht abgezogen). Sie stehen in der Gehaltsklasse gleich mit Abwarten, Briefboten, Heizern und Wagenwärtern: Beförderung in höhere Gehaltsklassen kommt nur ganz selten vor.

Und hiermit, mein sehr verehrter Herr Kusch, habe ich Ihnen dargestellt, was es mit der dem Feminismus verfallenen Post auf sich hat.

Werden Sie diesen Brief nun in Ihren Republikanischen Blättern abdrucken? —

Vielleicht wollten Sie nur ein Späßlein machen. Humor ist so nötig in diesen sauren Zeiten. Auch uns sind Späßlein lieb, aber keine so demagogischen Späßlein, bei denen der biedere Bürger vergnüglich lacht und die Bürgerin weinen möchte. Wir weinen nicht grad leicht und sparen im ganzen die Tränlein für tragischere Dinge. Aber wo fängt das Tragische denn an?

Steter Tropfen höhlt ja den Stein. Und stete kleine unsachliche Witzlein gegen unser Geschlecht unterhöhlen das Vertrauen und die Achtung vor den Frauen. Solche Witzlein sind ja noch kein Humor, auch wenn sie den Lesern — aber sicher nicht gar allen — Freude machen.

Meine Epistel ist gar lang geworden. Kürzer hätte sie schon werden können, aber dann hätte eben der sachliche Teil nicht Platz gehabt. Ach ja! „Mehr Sachlichkeit!" ruft so oft der Mann, wenn er dem Weibe wieder einmal vorwirft, daß es seiner Affekte wegen so unsachlich sei.

Womit ich beileibe nicht sagen will, daß Sie, lieber Herr J. B. Rusch, etwa nicht sachlich sein könnten — — in der Politik!

Es grüßt Sie und sagt „Nüt für unguet!"

Ihre

Frau Regel Amrain.

Was sagt die Leserin?

Zur Frage der drohenden Verdrängung der Frauenerwerbsarbeit sind uns verschiedene Zuschriften gesandt worden, aus denen wir einiges bekanntgeben:

I.

Die heftige Krisenzeit macht nicht nur den einzelnen Menschen immer ratloser, sondern auch die Regierungen. In der Schweiz sind die Frauen zur Mitbeteiligung an der öffentlichen Politik so bekanntlich nicht zugelassen, sie haben ihre „politische Mündigkeit" noch nicht erreicht. Das lassen sie sich aber immer weniger bieten. Die letzten Attacken, die von den Behörden des Bundes und unseres Kantons gegen die Frau als Arbeiterin unternommen wurden, haben uns erschreckend deutlich gemacht, wohin der offizielle Kurs steuert. Es wurde noch nicht klar ausgesprochen, was der gottlob abgelehnte Antrag Rittmeyer alles im Gefolge gehabt hätte. Die Privatfirmen hätten rasch genug, freiwillig oder unter dem Druck der öffentlichen Meinung, mit dem weiblichen Personal abgebaut, oder zum mindesten die Löhne unter ein Elendsminimum gedrückt. Heute ist eben so, daß man in den Nachbarländern genügend Beispiele sammeln konnte von der Verdrängung der Frau aus ihrer so mühsam errungenen Existenzfreiheit. Man kann heute nicht mehr sagen: „Man weiß, wo es anfängt, aber man weiß nicht, wo es aufhört". Es hört beim Fascismus auf.

Der ehrliche Liberalismus, sowie der ehrliche Sozialismus, vor allem die politische Form der schweizerischen Demokratie haben als Grundsätze angenommen die freie Entwicklung eines jeden Bürgers, sei es Mann oder Frau. Die Zurückdrängung der Frau würde die Grundgedanken von all den genannten Richtungen verletzen.

Die Zurückdrängung der Frau würde neben anderem auch die Wiedereinführung der Kinderarbeit begünstigen. Letzter Tage konnte man in der „N. Z. Z." lesen:

> „Der Regierungsrat des Kantons Nidwalden erteilte einer Industrieunternehmung in Hergiswil am See unter noch näher zu bestimmenden Bedingungen die Erlaubnis zur Beschäftigung von Knaben im Alter von 16 bis 18 Jahren in der Nachtschicht."

Ich glaube, das ist eine aufsehenerregende „kleine Notiz", die uns Frauen alle ungemein viel angehen dürfte, und die wir nicht so ohne weiteres hinnehmen sollten.

Daß sich 36 Frauenvereine von Stadt und Land zusammengetan haben, um an den Kantonsrat mit einer Eingabe zu gelangen, ist eine Tat, die einem das bedrückte Gemüt sicher etwas aufzuheitern vermag. Ich glaube, die Frauen haben doch erkannt, daß ihnen die Türe, die zu ihrem Leben, zu ihrer Freiheit führt, gelegentlich vor der Nase zugeschlagen werden könnte.

Wenn man mit indifferenten Frauen redet, dann kann man oft über deren Haltung erschrekken. Sie wollen nichts von „Politik wissen". Ja, sie empfinden es wohl als ein Elend, daß man die Frauen nicht mehr zu beschäftigen wagt, oder daß man für ihre Arbeit nichts mehr bezahlen will. Doch sich irgendwo anzuschließen, wo man zu kämpfen gewillt ist, sei es auch nur um die Zahl der Protestierenden zu vergrößern, dazu können sie sich nicht entschließen, denn „sie verstehen doch nichts von solchen Sachen". Und dann: „Auch die Männer bringen es vor lauter Politisieren auch nicht besser fertig".

Das sind so einige Argumente, die man zu hören bekommt. Würde es doch gelingen, diesen Frauen, die auch die Opfer sein werden, klar zu machen, daß ihre Lauheit unsere Existenz gefährdet.

Es müßten emmal die Parteischranken niedergerissen werden. Die Angriffe auf die Existenz der Frauen sind derart, daß eigentlich nur die geeinte Frauenwelt imstande sein wird, sie in Zukunft erfolgreich abzuwehren.

M. B.

II.

Das Finanzprogramm des Regierungsrates enthält bekanntlich u. a. auch die Bestimmung, daß unverheiratete Personen über 28 Jahre mit einem ganzen Viertel der Staatssteuer mehr zu belasten seien als verheiratete (sofern sie ein Einkommen über 5000 Fr. versteuern. Red.) Das trifft natürlich in erster Linie die ledigen erwerbstätigen Frauen, die ja die große Mehrzahl Unverheirateter über dem angegebenen Alter bilden dürften, weil der stark überwiegenden Frauenmehrheit des Volkes angehörend. Nun will man also diese Frauen, denen man trotz der heute schon aufgebrachten Steuern jedes Mitspracherecht versagt, noch mehr belasten als die alle Rechte allein besitzenden Männer. Diese Frauen sollen zu ihrer sonstigen Zurücksetzung in Staat und Wirtschaft auf ihren minimalen Salären noch größere Lasten entrichten als z. B. gutsituierte verheiratete Männer. Eine solche Ausnahmebestimmung ist nicht nur ein Verstoß gegen die Gleichstellung vor dem Gesetz, sie ist eine empörende Ungerechtigkeit. Man stellt die Frau punkto Rechte auf die gleiche Stufe wie Kinder und Schwachsinnige, will sie aber anderseits noch mehr belasten als die Stimmbürger, die allein die Entscheidung über die Verwendung der von allen aufgebrachten Steuergelder haben und auch allein für Ausarbeitung und Annahme solcher Gesetze zuständig sind.

Man erklärt die Schweizerin heute noch offiziell für unfähig, einen Stimmzettel auszufüllen, scheut sich aber nicht, sie mit größeren Lasten beladen zu wollen, als die Männer, deren Alleinherrschaft uns nicht vor der heutigen Krise zu retten vermochte. Die geplante Mehrbelastung erwerbstätiger, unverheirateter Frauen ist unter diesen Umständen eine Belastung der Wehr- und Rechtlosen.

Hoffentlich ist der Gerechtigkeitssinn bei uns noch nicht ganz erloschen, so daß dieses verletzende Ausnahmegesetz verworfen wird. Diese Bestimmungen sind von den auf Gewalt aufgebauten Diktaturstaaten übernommen worden und würden einem Schweizerkanton alles andere als Ehre machen.

Schutz den alkoholfreien Wirtschaften

Kaum haben wir uns — der 90. Geburtstag der Vorkämpferin auf diesem Gebiet, Frau Susanne Orelli gab uns dazu Anlaß — wieder einmal vor Augen geführt, wie gut und nötig die Einrichtung und Aufrechterhaltung alkoholfreier Wirtschaften ist, so erreicht uns die Kunde, daß die weitere Ausdehnung derselben bekämpft werde. Von kompetenter Seite schreibt man uns darüber:

„Der Schweizerische Wirteverein fordert in einer Eingabe an den Bundesrat Hilfsmaßnahmen für das notleidende Gastwirtschaftsgewerbe. Auf dem Wege des dringlichen Bundesbeschlusses soll jede Neueröffnung, Vergrößerung, Verlegung und Umwandlung von Gaststätten verboten werden. Das Verbot müßte, wie der Wirteverein ausdrücklich betont, nicht nur die alkoholführenden, sondern auch die alkoholfreien Betriebe umfassen.

Der Bund Schweizerischer Frauenvereine sah sich, zusammen mit andern gemeinnützigen Institutionen veranlaßt, in einer Eingabe gegen die Forderungen des Wirtevereines Stellung zu nehmen, da diese verfassungswidrig, unzweckmäßig und für die Allgemeinheit nicht wünschenswert sind.

Der Wunsch nach Verminderung der Alkoholwirtschaften ist nur zu begrüßen. Der vorgeschlagene Weg des dringlichen Bundesbeschlusses aber kann aus verschiedenen Gründen nicht gutgeheißen werden. Er stellt einerseits einen Eingriff des Bundes in ein bisher unumstrittenes kantonales Hoheitsrecht und anderseits eine Verfassungsverletzung dar. Die Möglichkeiten der kantonalen Gesetzgebung sind in dieser Hinsicht noch lange nicht ausgeschöpft. Die meisten Versuche, die Zahl der Wirtschaften in den Kantonen herabzusetzen, sind am Widerstand uneinsichtiger Angehöriger des Wirtestandes gescheitert. Eine Einschränkung der Zahl der Wirtschaften kann — dort wo dies nicht schon möglich ist — auf verfassungsmäßigem Weg erreicht werden, wenn die kantonalen Wirtevereine eine Revision der entsprechenden Artikel beantragen und dann auch durchführen helfen. Eine eidgenössische Regelung müßte zu Ungerechtigkeiten führen, weil den Verschiedenheiten der Kantone nicht genügend Rechnung getragen werden könnte.

Die Forderung, daß auch alkoholfreie Betriebe dem Bundesbeschluß zu unterstellen seien, steht in krassem Widerspruch zu den Bestimmungen der Bundesverfassung und zu der ganz eindeutigen Praxis des Bundesgerichtes. Diese legt fest, daß Beschränkung alkoholfreier Betriebe ein verfassungswidriger Eingriff in die Gewerbefreiheit bedeuten würde, da Art. 31c der Bundesverfassung sich auf den Vertrieb geistiger Getränke beschränkt. Der Wirteverein anerkennt die sich daraus ergebende Rechtsgrundlage, versucht sie aber abzuschwächen mit dem Einwand, eine unterschiedliche Behandlung der beiden Wirtschaftskategorien sei nicht mehr gerechtfertigt, weil die Gefahr der Verbreitung des Alkoholismus durch die Wirtschaften so gering sei. Die Erfahrungen der Fürsorgestellen für Alkoholkranke zeigen allerdings das Gegenteil. Die Genfer Fürsorgestelle z. B. kann mitteilen, daß 75 Prozent der Schützlinge ihren Alkohol fast ausschließlich im Wirtshaus genießen.

Die Behauptung des Wirtevereins, die wachsende Zahl der alkoholfreien Wirtschaften gefährde die Existenz der Alkoholführenden, wirkt kaum stichhaltig, wenn in Betracht gezogen wird, daß auf 26,000 Alkoholwirtschaften 1500 alkoholfreie Betriebe fallen, daß diese also nur 5,5 Prozent der Gesamtzahl ausmachen. Auf 2711 Einwohner unseres Landes entfällt ein alkoholfreier Betrieb, während je 156 Einwohner eine Alkoholwirtschaft zur Verfügung haben. Auf jede unserer 3100 Gemeinden entfallen durchschnittlich 8,4 Alkoholwirtschaften, dagegen nur 0,5 alkoholfreie Wirtschaften. Mehr als die Hälfte der schweizerischen Gemeinden haben noch keine alkoholfreie Wirtschaft, da in größeren Gemeinden mehrere solche zu finden sind. Kann da von einer übermäßigen Konkurrenzierung die Rede sein? Der Wirteverein benützt die allerdings bestehende Notlage zu einem Vorstoß gegen die ihm unbequeme Konkurrenz.

Wenn auch in einzelnen Städten — z. B. Basel und Zürich — die Zahl der alkoholfreien Betriebe zu rasch zugenommen hat und ein Rückschlag kaum vermieden werden kann, so gibt es doch auch in Zürich noch weite Gebiete ohne alkoholfreien Betrieb. Durch zweckmäßige und strenge Handhabung der sitten- und gewerbepolizeilichen Vorschriften kann auch hier den Folgen ungesunder Konkurrenzierung entgegengearbeitet werden.

Ein Verbot, ja auch nur eine generelle Erschwerung der Errichtung neuer Betriebe würde nicht nur eine Verfassungs-Verletzung, sondern auch eine offensichtliche Schädigung des Volkswohls bedeuten, eine Unterordnung der Allgemeininteressen unter Sonderinteressen. Die alkoholfreie Wirtschaft als eine Einrichtung ohne gesundheitliche Gefährdungen, in vielen Fällen ausgesprochen als gemeinnütziges Unternehmen betrieben, dient dem öffentlichen Wohle und muß daher gefördert und unterstützt werden."

E. E.

Frauen- und Mütterhilfe in Kanada

Ein großes Frauenwerk.

Kanada, das wie die meisten Kolonialländer zu einem großen Teil von Einwanderern bewohnt, bearbeitet und behaut wird, benötigte neben den zuständigen Behörden, die sich ihrer annahmen, auch solche Stellen, die für die Frauen und Kinder zu sorgen hatten.

Heute, wo die Einwanderung fast ganz unterbunden, ist die Bedeutung dieser Behörden zurückgegangen, nicht so aber diejenige der Frauen- und Mütterhilfe in diesem riesigen Lande.

Die Zentrale für die kanadische Frauenhilfe befindet sich in Montreal, und deren Vorsitzende, Miß Davies, führt die Fäden dieser weitverzweigten Organisation in ihren nimmermüden Händen. Man muß schon einen Gang in das Gebäude von Windsor Street 16 gemacht haben, um einen Einblick in das riesige Werk der kanadischen Frauenhilfe zu erhalten. Dieses reicht von Küste zu Küste, von den ziemlich stark bevölkerten Provinzen Quebec und Ontario zu den fernen einsamen Provinzen des Westens und bis zum Pazifik. Diese Frauenhilfe wurde seinerzeit nicht nur für die Einwanderer errichtet, sondern auch für die Siedler, überhaupt für alle Frauen, die irgendwie einer Hilfe oder eines Rates bedürfen, seien es nun britischer oder irgendwelcher Nationalität Angehörende.

Die Zentrale in Montreal unterhält in allen größern Städten des Dominions Zweigniederlassungen, von wo aus Fürsorgerinnen die kleinern Städte und Dörfer besuchen. Sie bieten den Frauen jener einsamen Gegenden Gelegenheit, Rat und Hilfe zu suchen, was hier oft nötiger ist, als in den Städten des Ostens und Westens, wo der Bevölkerung Spitäler, Schulen Arzt und Hebamme zur Verfügung stehen.

Die Tätigkeit dieser Fürsorgerinnen erstreckt sich vom Atlantik bis zum Pazifik, bis hinauf zum Yukon, und umfaßt so ziemlich alles, was menschliche Nächstenliebe, was Frauen- und Mütterhilfe zu geben vermag. Sie errichtet Suppenanstalten und Kinderkrippen, sie belehrt die Siedlerfrauen über Ernährung und Haushalten, zwei so überaus wichtige Faktoren, die „drüben" eben anders sind als in der alten Heimat. Sie verteilt Broschüren in verschiedenen Sprachen, worin gute Ratschläge bei Krankheit, für Kinderpflege und -Ernährung, für ökonomisches Haushalten für die verschiedensten Verhältnisse und Gebiete enthalten sind. Sie betreibt einen ausgezeichneten Nachforschungsdienst, und vermittelt Arbeit an Frauen. Sie nimmt sich auch der Familienfürsorge an, und muß, ach so oft, für verlassene, bedrängte und bedrohte Frauen und Kinder einschreiten. Sie betreibt im Winter Verpflegungs- und Bekleidungsaktionen, die schon in den Jahren der Prosperity begonnen, erst recht aber in den letzten Jahren, wo durch die Krisis

---

als ob nichts geschehen wäre: der Grobschmied hämmerte, die Kinder liefen mit ihren Ranzen zur Schule, der dicke Kronenwirt tauchte sein Weißchen am Fenster, und die Weiber schwatzten unter der Haustür. Nur Zenobia kehrte nicht in den Alltag zurück. Sie war feierlich-ruhig und gelassen gegen jedermann, sie erzürnte sich nicht mehr über die Nachbarn, die ihr ins Fenster sahen, sie gab dem armen Wentzel keine harten Worte mehr, aber tief innen glühte ein irrer Punkt, der alle Kräfte ihrer Seele an sich zog.

Raum und Zeit waren verschwunden. Der Moment, wo Sein Blick sie getroffen hatte, wurde für sie zu einer unvergänglichen, allbeherrschenden Gegenwart. In Ewigkeit stand sie Aug' in Auge mit dem Weltbezwinger. Die dumpfe Straße, die sie bisher gehaßt hatte, das holprige Pflaster, über das der Huf seines Pferdes hingegangen war, bedeuteten fortan den Mittelpunkt der Erde. Sie selbst fühlte sich mit Majestät umgeben und ging wie unter einem Glorienschein umher, denn ihr hatte der Herr der Welt gelächelt mit jenem Lächeln, dem keiner, der davon bestrahlt wurde, jemals widerstand. Es war also kein Wahn gewesen, daß sie zu ihm gehörte. Ueber Berge und Ströme hatte das Schicksal ihn auf ihren Weg geführt, und sein Blick hatte sie erkannt, hatte sie ausgefunden, mit unfehlbarer Sicherheit sie unter den Hunderten, deren Augen alle auf den einen gerichtet waren.

Nach der Schlacht von Austerlitz mußte der gute Wentzel ihr Glück wünschen, als ob es ihr eigener Sieg wäre, und die gleich darauf folgende Erhöhung ihres Landesherrn zum König empfand sie als eine ihr persönlich widerfahrene Huld. Ihren Nähtisch hatte sie geschlossen und in den hintersten Winkel gestellt. So niedrige Beschäftigung war fortan unter ihrer Würde. Aber mit Jubel empfing sie den Auftrag, der ihr durch Wentzels Vermittlung zuteil wurde, für eines der neugeschaffenen Regimenter, die zu Napoleons Scharen stoßen sollten, die Fahne zu sticken. Sie glaubte damit etwas für ihn Hochwichtiges zu tun; ja, es schien ihr, als könnte und müßte sie mit ihren Stichen den Sieg an diesen gelben Seidensetzen heften. Sie sah ihn schon im Geist von eroberten Stellungen wehen und bei seinem Anblick jenen milden Schein, der wie ein Sonnenblick auch auf ihr geweilt hatte, über das Marmorantlitz des Imperators ziehen. Sie träumte sich selbst zum Fahnenträger, der, aus einem Haufen von Leichen sich noch einmal aufrichtend, die gerettete Fahne dem kaiserlichen Feldherrn darreichte. Selig die Tausende, die für ihn sterben durften, mit seinem Namen auf den Lippen! — In begeisterter Geschäftigkeit saß sie die einsamen Winterabende über ihrer Stickerei und wob entzückende Traumgespinste hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Uetliberg hell!

Ist es wahr nun, daß zuvor
kalter Nebel mich umhüllte?
Ach, mein Herz nur dies erfuhr:
Sonne lebt und Sonne stillte . .

Wie das Sichtbarwerden einer großen Sehnsucht nach Licht mutete das unaufhaltsame Empordrängen der Hunderte, ja Tausende an, die zu früher, zu kalter, naßgrauer Morgenstunde schon und dann den ganzen Sonntag über dem Gipfel des Uto zustrebten oder auf seinen lichtumfluteten Gräten und Rippen im Gelober des herbstbunten Waldes sich ergingen.

Wer im Albisgütli aus dem Tram stieg und der breitangelegten Straße durch die unwirtlichnassen Wiesen zum Waldrand folgte, fühlte sich im beißenden Nebelreißen ungemütlich durchfröstelt. Was Wunder, daß nun, gleich dem Hasen flüchtender Schemen, in endloser Reihe das Hinaufdrängen der grauen Menschen einsetzte! Der Wald schluckte sie auf, Nebel verhüllte die Vordersten, tropfende Zweige weinten auf die Nachdrängenden.

Die Hänge empor und tief in die Bergmulde hinein ergießt sich der Strom. Keuchen hier und schweres Aufschlagen der Stöcke. Kratzen genagelter Schuhe und endloses Getrappel der aberhundert Füße solcher, die zur Sonne wollen. Kaum einer spricht . . . In spontanem Auswirlen zwingt sich hier ein Massenwille zu höchster Leistung und schweißt in gemeinsamem Wollen ein Heer verschiedenster Menschen zur Einheit.

Auf dem Rücken der Felskrippe lichtet sich das Grau, Blau klingt durch, Buchen golden auf, zwischen silberumrandetem Fichtendunkel lauscht braunes Purpurgeflimmer und mit einem Male überstürzt in betörender Fülle eine blaugoldene Sonnenseligkeit die lichtgewordene Welt. Staunen, Rufen, Jauchzen. Jetzt stockt das Drängen der Menschen. Unter tropfenden Stirnen leuchten frohe Augen, verstummte Münder überquellen in freudigen Ausrufen. Die Jugend neckt sich wieder. Irgendwie ist das verkrampfte Emporhetzen gelöst und der Menschenstrom, hingegeben dem verschwenderischen Strahlen des Gestirns, treibt fröhlich höhn, wendet sich genießend dem Grat entlang zur Baldern oder klimmt zum Kulm.

Der Uto ist zum summenden Bienenstock geworden. Hoch raat er ins Blau, schwimmt mit besonntem Rücken breit durch die silbrige Watte der Tiefen, grüßt über die auftauchenden Nasen der Vorhügel hinweg zur fernen Alpenwelt. In Blau und Silber stehen unsere Berge. Hoch, fern, hell.

Und all die Menschen, die jetzt hier herausgefunden, einem tiefeingewurzelten Bedürfnis nach Licht und Höhe folgend, sie genießen trunkenen Blicks, was dieser sonngesegnete Tag vor sie hinbreitet. Ob einzeln oder in Trüpychen, behaglich an Tischen sitzend oder ans Geländer gelehnt: in ihren Augen, in der andächtigen Hingegebenheit ihres Wesens, im verstummten Aufsaugen all der Schönheit, in diesem „trinkt o Augen, was die Wimper hält", liegt die spürbare Verbundenheit derer, die im Höhlicht froh geworden.

Und bestimmt tragen sie einen Glanz dieser Sonntagsstunden in den Nebel des Alltags zurück, dadurch eine Menschheitsmission erfüllend, unbewußt vielleicht, aber ganz natürlich, die wirken kann, die aus dem Besten geboren, aus der Sehnsucht nach Höhe und nach dem Erreichen dieses Zieles unter Einsetzung ihres Willens zur Ueberwindung äußerer Hemmnisse aus den hervorgeholten Kräften, die jeder Mensch in sich als Anlage besitzt.

Mathilde Wucher.

namenloses Elend, Tausende von Farmern durch wiederholte Mißernten um ihr ganzes Hab und Gut gekommen sind, zu einer gewaltigen nationalen Aktion ausgebaut wurden.

Da auch ihre Mittel beschränkt sind, wird beinahe das ganze Jahr hindurch jeden Samstag in den Städten von Montreal, Toronto, Ottawa und einigen andern des Westens eine Kollekte abgehalten. Junge Mädchen, Damen der Gesellschaft bieten Blümchen an, absolut unaufdringlich, und jede auch die kleinste Gabe wird mit einem freundlichen Dank angenommen. Auf diese Art hat es die Kanadische Frauen- und Mütterhilfe verstanden, verbunden mit Zuwendungen des Staates und privaten Schenkungen ihr schönes Werk der Nächstenliebe für unzählige von Hilfe suchenden Frauen zu erhalten und auszubauen. E. J.

Förderung der Sonntagsschule

Die kirchliche Arbeitsgemeinschaft des Kantons Bern und die Kirchenkommission des Bernischen Frauenbundes veranstalteten zusammen im November in Bern eine Besprechung über die

Sonntagsschulfrage.

Mit großer Aufmerksamkeit wurden von den Anwesenden die zwei Referate von Frau Pfr. Leuenberger und Frau Pfr. v. Graffenried sowie das aufschlußreiche Ergänzungs-Votum von Herrn Pfarrer Matter angehört. Eine anregende Diskussion kristallisierte einstimmig den Wunsch heraus, daß von Seiten der Landeskirche sowohl wie auch der Bevölkerung der Förderung der Sonntagschule in unserem Kanton vermehrte Aufmerksamkeit zu schenken sei und daß es heute dringender als je eine Notwendigkeit bedeute, der Jugend von ganz klein auf durch die Sonntagschule eine sichere und starke religiöse Grundlage zu übermitteln, auf die die Kinderlehre und der Konfirmationsunterricht später aufbauen können.

Die Förderung der Sonntagschule wäre eine schöne Aufgabe für die kirchlichen Unterkommissionen der dem Bernischen Frauenbund angeschlossenen Vereine. M. L. W.

Von Büchern

Nochmals „Jahrbuch der Schweizerfrauen".

Wir haben schon Ende 1935 auf das Jahrbuch der Schweizerfrauen 1936, Verlag K. J. Wyß Erben, Bern, aufmerksam gemacht. (Vergl. Nr. 45, v. 8. Nov. 1935.) Nachträglich möchten wir melden, daß noch Jahrbücher erhältlich sind. Mit den kurzen Artikeln und den vielen Bildern ist das Jahrbuch besonders gut geeignet, einfache Leser mit den Bestrebungen der Frauenbewegung bekannt zu machen und ihr so neue Freunde zu gewinnen. Das Jahrbuch verbreiten helfen, ist Dienst an der gemeinsamen Sache der Frauen. (Preis Fr. 1.80, erhältlich in allen Buchhandlungen.)

Kleine Schriften zur Berufsberatung.

Zur Frage der Berufswahl der Mädchen sind 2 kleine Schriften herausgegeben, die es ermöglichen, daß man sich über alle bei uns gebräuchlichen Frauenberufe orientieren kann, soweit die Dauer der Ausbildung, die Ausbildungsstätten, allfällig verlangte Vorbildung in Frage kommen.

In vorbildlich übersichtlicher Weise gibt die Schrift „Frauenberufe", in 3. Auflage bei der Schweizer. Zentralstelle für Frauenberufe, Zürich (Schanzengraben 29) erschienen und dort verkäuflich, Auskunft.

Aehnlich vermittelt die Broschüre „Die Berufswahl unserer Mädchen" von Rosa Neuenschwander (Verlag Büchler & Co., Bern) ebenfalls diese Angaben. — Die kleinen „Nachschlagewerke" seien Eltern und Lehrern bestens empfohlen. Sie geben die Uebersicht. Zur Aufklärung der Berufswahl im Einzelfalle ist natürlich die Auskunftserteilung der Berufsberaterinnen doch noch notwendig. —

Carl Günther: Ein Kind wächst heran.

Ein Wegweiser für die häusliche Erziehung. Verlag: Gute Schriften, Bern.

Es ist sehr erfreulich, daß man sich bemüht, die Mütter nicht nur in körperlicher Kinderpflege zu belehren, sondern versucht, sie auf die große Verantwortung aufmerksam zu machen, die ihnen die Entwicklung der Kinderseele auferlegt. Das kleine Heft „Ein Kind wächst heran", will den Müttern ein Wegweiser sein, die weder Zeit noch Gelegenheit hatten, sich ernstlich mit Erziehungsfragen zu befassen. In kurzen, leichtverständlichen Kapiteln streift der Verfasser die wichtigsten Probleme, über die jede Mutter unbedingt nachdenken sollte. Das Schriftchen zu 50 Rp. kann sich wohl jede Mutter leisten und die Ratschläge werden ihr gut tun. Auch wird sie dadurch angeregt werden, noch mehr über Erziehung und Menschenkenntnis wissen zu wollen. S.

Vom Wirken unserer Vereine

Schweizer. Verband für Frauenstimmrecht

Der Zentralvorstand hat in seiner letzten Sitzung in Neuenburg viele Fragen, die auch einen weiteren Kreis interessieren dürften, besprochen. Zuerst erstattete die Präsidentin, Dr. A. Leuch, Bericht über die Wirksamkeit der verschiedenen Sektionen, die sie persönlich, anläßlich einer Vortragsreise besucht hatte. Sodann wurde mit Freude die Einladung der Gruppe Montreux angenommen, die kommende Jahresversammlung am 23./24. Mai in Montreux abzuhalten.

Die Presse, als eines der besten Hilfsmittel, die Grundsätze des Verbandes zu verbreiten, gab zu mancherlei Besprechung Anlaß. Einmal die Finanzierung des „Presse-Bulletins", das durch Fr. Dutoit (Lausanne) und Dr. E. Aellig (Bern) vorbereitet und an ca. 500 Zeitungen gesandt wird, sodann die Finanzlagen des „Schweizer Frauenblatt" und des „Mouvement féministe".

Der Vorstand hatte sich mit mehreren Eingaben zu befassen, die der Verein zusammen mit anderen Organisationen unterzeichnete — unsere Leserinnen kennen deren Texte —; sodann gaben die Bewegung „Frau und Demokratie" einige Probleme, hervorgerufen durch internationale Zirkulare, die Frage der Hochhaltung einer absoluten politischen Neutralität des Verbandes, Anlaß zu Aussprachen. —

Zwischen den beiden Sitzungen gab ein gemeinsamer Abend mit der Sektion Neuenburg Gelegenheit zur Fühlungnahme der Ansässigen mit den Vorstandsmitgliedern aus der ganzen Schweiz. Zuerst eine gemütliche Abendmahlzeit, arrangiert von der neuen Präsidentin, Mlle. Bréting, nachher ein zwangloses Beisammensein, an dem einzelne der Vorstandsmitglieder Interessantes aus ihrer Arbeit erzählten. So Frau E. Vischer-Alioth (Basel), die von der ausdauernden und systematischen Werbung von Mitgliedern erzählte: die Baslerinnen haben, vor allem durch Hausbesuche in allen Quartieren der Stadt, es fertig gebracht, über 1000 Mitglieder in ihre Gruppe zu erhalten; viel läßt sich auch für andere Sektionen von ihnen lernen, die wissen, daß „Stillstand Rückschritt ist".

Frl. Dutoit (Lausanne) erzählte von den Ferienkursen des Verbandes, deren Seele und Arbeitsmotor sie von jeher war und noch heute ist. Susanne Bonnard (Lausanne) gab am praktischen Beispiel zu erkennen, wie eine gut organisierte Bearbeitung der Presse der Frauensache unseres Landes dienen kann. Ida Weber (St. Gallen) orientierte über die freisinnige Frauengruppe St. Gallen, deren Gründerin und Leiterin sie ist, und schließlich erzählte Emilie Gourd (Genf) von ihren Eindrücken über die Frauenbewegung in Polen, von der sie anläßlich einer Reise vor kurzem lebhafteste Eindrücke erhielt. E. Gd.

Nachtrag

Zu Ergänzung des Vorworts des Artikels „Das Schicksal der Sanatoriums-Entlassenen" (vergl. Nr. 5) wird uns aus Bern gemeldet, daß in der Stadt Bern schon 1906 eine Fürsorgestelle für Tuberkulöse geschaffen wurde; wir haben also in Bern die erste und in Zürich die zweite Fürsorgestelle für Tuberkulose, denen sich dann im Laufe der Jahre die vielen weiteren Stellen anschlossen.

Von Kursen und Tagungen

Was kommt:

Schweizerischer Lehrerinnenverein.

Ein zweiter Kurs für Unterricht in Lebenskunde soll während der Frühlingsferien wieder in Ermatingen, fünf Tage dauernd, stattfinden. Er ist als Fortsetzung des Kurses von 1934 gedacht und soll ausschließlich der Erziehung zum Frieden dienen. Das Programm des Kurses, der sehr interessant zu werden verspricht, erscheint demnächst.

Casoja.

Bildungskurse und Ferien.

Die diesjährigen fünfmonatlichen Kurse beginnen am 15. April und 26. Oktober, in denen die Mädchen die Haus- und Gartenarbeiten unter Führung zweier Haushaltungslehrerinnen und einer Gärtnerin gründlich erlernen können. In den theoretischen Stunden werden wichtige Lebensfragen besprochen und die Mädchen können manche Anregung und gute Ratschläge für ihren, vielleicht noch nicht endgültig gewählten Beruf, bekommen. Das Zusammenarbeiten und das Ueberwinden-lernen von den dadurch entstehenden Schwierigkeiten, entwickelt ihre Anpassungsfähigkeit und weckt in ihnen das Verständnis für einander, was im Leben so unbedingt nötig ist. Auch Näh- und andere Handfertigkeitsarbeiten werden gemacht und es wird Musik und Sport getrieben. Casoja ist ganz besonders günstig für zarte Mädchen, die sich neben ihrer Arbeit im Höhenklima zugleich erholen und kräftigen können.

Die untere Altersgrenze für Kursschülerinnen wurde auf 18 Jahre festgesetzt, weil jüngere Mädchen nicht so viel Gewinn haben können an den Kursen, wie die schon etwas älteren. Für jüngere Mädchen findet im Ferienhaus Casoja, vom 26. April bis 20. Juni, ein Kurs „Arbeitsgemeinschaft auf hauswirtschaftlicher Grundlage", statt.

Aus dem weiteren Arbeitsprogramm 1936:

Haupthaus:

Ferienwoche für Fabrikarbeiterinnen: 1. bis 10. April und 16. bis 30. September.

* Singwoche: 4. bis 10. Oktober.

* Arbeitsgemeinschaft Frau und Demokratie: Ferienkurs vom 12. bis 18. Oktober (diese Woche steht noch nicht sicher fest, es wird über ihr Thema noch Näheres berichtet werden).

Ferienhaus:

Während der Sommerferien: * Naturkundwoche von Herrn Prof. Bodmer und * Kunstwoche von Herrn Fischer in Verbindung mit dem Kurs im Haupthaus.

* Sonderprospekt in Casoja, Lenzerheide-See zu haben. Daselbst auch alle weiteren Auskünfte.

Versammlungs-Anzeiger

Schaffhausen: Frauenzentrale. Generalversammlung, 11. Februar, 19.30 Uhr, Randenburg. Vortrag von Hanna Brack, Frauenfeld: „Wie erziehen wir unsere Kinder zur Arbeitsfreude?"

Winterthur: Verband Frauenhilfe. Mütterabende, je 20 Uhr:
in Oberwinterthur, Schulhaus, Mittwoch, 12. Februar, Vortrag von Frau Dr. Keller, Seen: Das Lebensbild der Frau Katharina Sulzer-Neuffert.
in Seen, Schulhaus West, Donnerstag, 13. Februar, Vortrag von Frl. Brack, Sekundarlehrerin, Frauenfeld: Gute Gewohnheiten ein kostbarer Besitz.

Zürich: Lyceumklub, literarische Sektion. Dorett Hanhart liest aus eigenen Werken. 10. Februar, 17 Uhr, im Hause des Lyceumklub, Rämistr. 26. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25, Telephon 32,203.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142 Telephon 22,608.
Wochenchronik: Helene David, St Gallen.
Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt. Anfragen ohne solches nicht beantwortet

Haushaltungsschule Hortensia Le Mont sur Lausanne
Theoretische und praktische Ausbildung im Kochen. Hauswirtschaft, häuslicher Buchführung. Französisch. B 56
Angenehmes Milieu. Sport. Mäß. Preise. Prospekte durch die Direktion.

Französisch u. Haushaltung in NEUENBURG
Der Schweiz. gemeinnützige Frauenverein, Sektion Neuenburg, wird, von nächsten Ostern an, mit Unterstützung der Schulbehörden Haushaltungskurse eröffnen.
Die Französischstunden werden, wie bisher, in den Schulen der Stadt erteilt.
Auskünfte durch Frl. M. Tribolet, Präsidentin der Sektion Neuenburg. B71

Der Schweizerische Wochen- und Säuglingspflegerinnen-Bund
empfiehlt allen Müttern und solchen, die es werden, seine gut ausgebildeten Pflegerinnen. Folgende Stellenvermittlungen erteilen gerne Auskunft:
Stellenvermittlung des Verbandes Aarau: Rohrerstrasse 24, Tel. 881
Stellenvermittlung des Verbandes Basel: Weiherweg 54, Tel. 23.017
Stellenvermittlung des Verbandes Bern: Bahnhofplatz 7, Tel. 33.136
Stellenvermittlung des Verbandes St. Gallen: Blumenaustr. 38, Tel. 3340
Stellenvermittlung des Verbandes Zürich: Asylstrasse 90, Tel. 24.080
P 142 G

Kupferschmiede Verzinnerei
Neuanfertigung. Kupfer-, Eisen-, Aluminium-Reparaturen.
Kaffeemaschinen in Kupfer, einfaches System
GOTTL. PLÜSS 135
ZURICH 4, Bauhallenstr. 11 Telephon 38.547

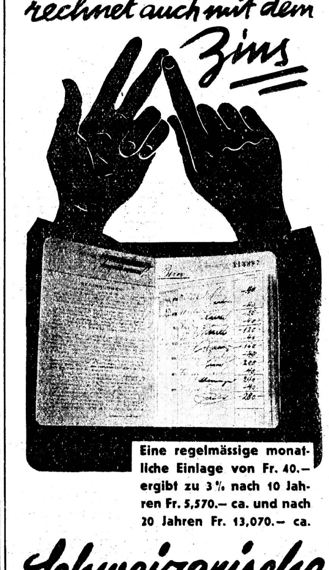
Betriebsküchen, Kantinen, Wohlfahrtshäuser etc.
verwenden mit Vorliebe
die guten
Rebsamen - Teigwaren
Es wird nur Hartweizengrieß verarbeitet
A. Rebsamen & Co. A.-G., Richterswil
Gegründet 1850 P 178 Z

LOEWEN-APOTHEKE
Bahnhofstraße 58
Dr. B. Heierli, Apothekerin, Zürich
Gewissenhafte Ausführung sämtlicher Rezepte.
In- und ausländische Spezialitäten.
Homoeopathie. **Depot Dr. Schwabe, Leipzig.**
Tel. 33.571. Bestellungen prompt und franko. P 322 Z

Bei Adreß-Änderungen
soll selbstverständlich auch die alte Adresse angegeben werden. Nur dann kann für eine prompte Spedition garantiert werden.
Die Expedition.

Maggi's Flädli-Suppe
eine ausgezeichnete Spezialsuppe aus kräftig mundender Fleischbrühe und delikaten Eier-Omelettenstreifchen. Ueberzeugen Sie sich selbst: die beste und am schnellsten zubereitete Suppe, die es gibt; eine wahre Rekord-Suppe! 169
Die Zubereitungszeit — Sie glauben es kaum — 2 Minuten.
Erhältlich in Schachteln für 4 Teller Suppe.
Eine feine Suppe für den Sonntag!

Wer rechnen kann, rechnet auch mit dem Zins



Eine regelmässige monatliche Einlage von Fr. 40.– ergibt zu 3 % nach 10 Jahren Fr. 5,570.– ca. und nach 20 Jahren Fr. 13,070.– ca.

Schweizerische Volksbank
Z 63

Alte Vertrauensfirma sucht
Depositärinnen
(Depositäre), die ein Konsignationslager täglicher Konsum- und Genußmittel übernehmen und Kunden werben können. Reeller Verdienst auf kaufmännischer Grundlage ohne finanzielles Risiko der Depothalterin. In Ort und Gemeinde angesehene Personen können sich melden unter Chiffre Z 1330 G an die Publicitas AG., Winterthur.

Runzeln Z 45
Falten verschwinden fast über Nacht mit der Runzelcrème „La Jeunesse". Erfolg sofort ersichtlich, prima Anerkennung. Diskr. Nachnahmeversand à Fr. 6.50. **La Jeunesse, Abtlg. G, Neugasse 250, Zürich.**

Z 67 **Angorawollgarne**
edles Schweizerprodukt, in vielen Farben, für alle Damen-, Herren- und Kinderkleider, zu beziehen à –.80–1 Fr. p. Knäuel od. Strängli, von **P. Jordi-Stähli, Gebensdorf (Aarg.)**

Wir drucken
sämtliche Druck-Arbeiten für Private, Handel, Industrie, sowie Gewerbe. Spezialität: Unnachahmbare Wertpapiere nach eigenem patent. Verfahren
Buchdruckerei Winterthur
vormals G. Binkert A.-G.
Technikumstraße 83

Berücksichtigt beim Einkauf die Inserenten dieses Blattes